



Verantwortl. Redakteur: Anton Siehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sonntag Septuagesima.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 20, 1-16. „In jener Zeit sagte Jesus zu seinen Jüngern folgendes Gleichnis: das Himmelreich ist gleich einem Hausvater, der am frühesten Morgen ausging, um Arbeiter in seinen Weinberg zu dingen. Als er nun mit den Arbeitern um einen Zehner für den Tag übereingekommen war, sandte er sie in seinen Weinberg. Und um die dritte Stunde ging er (wieder aus), und sah Andere müßig auf dem Markte stehen, und sprach zu ihnen: Gehet auch ihr in meinen Weinberg, so werde ich euch geben, was recht ist. Und sie gingen hin. Ahermal ging er aus, um die sechste und neunte Stunde und machte es ebenso. Und als er um die elfte Stunde wieder ausging, fand er (wieder) Andere da stehen, und er sprach zu ihnen: Warum stehet ihr hier den ganzen Tag müßig? Sie antworteten ihm: Es hat uns niemand gedungen. Da sprach er zu Ihnen: So gehet auch ihr in meinen Weinberg! Als es nun Abend geworden, sprach der Herr des Weinberges zu seinem Verwalter: Laß die Arbeiter kommen, und gib ihnen den Lohn, von den Letzten angefangen bis zum Ersten. Da nun die kamen, welche um die elfte Stunde eingetreten waren, empfing ein Jeder einen Zehner. Als aber auch die Ersten kamen, meinten sie mehr zu empfangen; aber auch von ihnen erhielt Jeder einen Zehner. Und da sie ihn empfingen, murmelten sie wider den Hausvater und sprachen: Diese, die Letzten, haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleich gehalten, die wir die Last und Hitze des Tages getragen haben. Er aber antwortete einem aus ihnen, und sprach: Freund! ich thue dir nicht unrecht; bist du nicht um einen Zehner mit mir überein gekommen? Nimm, was dein ist und geh' hin; ich will aber diesen Letzten auch geben, wie dir. Oder ist es mir nicht erlaubt, zu thun was ich will? Ist darum dein Auge schalkhaft, weil ich gut bin? Also werden die Letzten die Ersten, und die Ersten die Letzten sein; denn Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt.“

Kirchenkalender.

- Sonntag, 26. Januar. Septuagesima. Polikarpus Bischof und Martyrer. Evangelium nach dem hl. Matthäus 20, 1-16. Epistel: 1. Korinther 9, 24-29 u. 10, 1-5. St. Andreas: Nach der 10 Uhr Messe Offizium von Seiten der Männer-Sodalität. St. Lambertus: Mittags 12 1/2 Uhr Vortrag und Andacht für die Marian. Jünglings-Kongregation. Karmeliterinnen-Klosterkirche: Fest der Vermählung der allerheiligsten Jungfrau Maria und des hl. Joseph. Morgens 7 1/2 Uhr erste hl. Messe, 9 1/2 Uhr feierl. Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Festpredigt, Andacht u. feierl. Umzug durch die Kirche. Verehrung der Reliquie des h. Joseph.
- Montag, 27. Januar. Johannes Chrysostomus, Bischof u. Kirchenlehrer. St. Lambertus: Morgens 9 Uhr zu Ehren des Geburtstag Sr. Majestät des Kaisers feierl. Hochamt. Karmeliterinnen-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr feierl. Seelenamt für die verstorbenen Mitglieder der St. Josephs-Bruderschaft.
- Dienstag, 28. Januar. Karl der Große, Kaiser. St. Andreas: Morgens 7 1/2 Uhr h. Messe für die Verstorbenen der Männer-Sodalität.
- Mittwoch, 29. Januar. Franz v. Sales, Bischof.
- Donnerstag, 30. Januar. Adalgundis, Jungfrau. Marina, Jungfrau und Martyrin.
- Freitag, 31. Januar. Ludovika, Wittve. St. Andreas: Dritter Xaverius-Freitag. Morgens 7 1/2 Uhr Segensmesse, abends 8 Uhr Andacht mit Freibigt, 7 1/2 Uhr Sühneandacht.
- Sonntag, 1. Februar. Brigitta, Jungfrau. Juguatius, Bischof und Martyrer. St. Lambertus: Morgens 6 Uhr Segensmesse.

Die Kirche ein Weinberg.

Mit dem heutigen Sonntage Septuagesima treten wir, lieber Leser, in den Osterfestkreis ein, dessen Centralgedanke ausgesprochen ist in jenem bekannten Worte des Apostels Paulus: „Er (Jesus) erniedrigte sich Selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja, bis zum Tode des Kreuzes. Darum hat Ihn Gott erhöht und Ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist.“ (Philipp. 2, 8 f.)

In diesen apostolischen Worten wird hervorgehoben der hohepriesterliche Beruf Jesu, der in Seinem bitteren Leiden und dem schimpflichen Kreuzestode sich vollzog, — dann aber auch Seine Verherrlichung und Glorie in der wunderbaren Auferstehung. Und weil nun das Leben Jesu auch in uns, lieber Leser, möglichst zur Darstellung kommen soll, so liegt die Bedeutung des Osterfestkreises für Jeden aus uns darin, daß auch wir uns verdienstlichen und erniedrigen durch Werke der Buße und Abtötung, um dereinst der Verklärung und Verherrlichung teilhaftig werden zu können. In allem sollen wir so geübt sein, wie Christus war, (Phil. 2, 5) und dem Bilde Jesu uns gleichförmig zu machen suchen (Röm. 8, 29).

Aus dem oben Gesagten ist leicht zu ersehen, daß der eigentliche Centralgedanke des Osterfestkreises hauptsächlich in den

beiden Wochen vor und nach dem Osterfeste — in der Karwoche und in der Osterwoche — zum Ausdruck gebracht wird. Deshalb erscheint die vorhergehende Zeit als eine Vorfeier, als eine Zeit der Vorbereitung. Diese Vorfeier aber hat selbst wieder mehrere Stufen oder Abschnitte, die wir als die Vorfastenzeit (Septuagesimalzeit), die Fastenzeit und die Passionszeit zu bezeichnen pflegen. So können wir also die heute beginnende Septuagesimalzeit auch als die entferntere — die Fastenzeit und die Passionszeit als die näherer Vorbereitung auf die Gedächtnisfeier des Opfertodes Jesu bezeichnen.

Mit großer Weisheit ist das heutige Evangelium ausgewählt: es enthält eine ernste Mahnung an jeden Einzelnen aus uns, lieber Leser, in dieser nun beginnenden heiligen Zeit nicht „müßig auf dem Markte des Lebens“ stehen zu bleiben, sondern zu eifriger Arbeit „im Weinberge des Herrn“, d. i. zur Arbeit im Sinne und Geiste unserer hl. Kirche, uns aufzuraffen, damit der himmlische „Denar“ am „Abend“ unseres Lebens uns nicht entgehe. Und das um so mehr, weil wir nicht wissen, ob der an uns ergehende Ruf des himmlischen Hausvaters (durch die Kirche) nicht vielleicht der Ruf der „ersten“ (letzten) Stunde ist.

Schon durch die Taufe und durch die

Christliche Lehre, die wir von frühester Jugend an empfangen, sind wir zu Arbeitern in dem kirchlichen Weinberge berufen: wir alle sollen durch Wort und That, durch Gebet und Selbstverleugnung Christum bekennen und Sein Reich, und dafür arbeiten ohne Unterlaß. Im Evangelium geben die Leute, die auf dem Markte untätig stehen, dem Hausvater auf die Frage: „was stehet ihr hier den ganzen Tag müßig?“ — die Antwort: „es hat uns niemand gedungen!“ Dürfen auch wir etwa, lieber Leser, eine solche Antwort geben? Wir haben (sagt der hl. Papst Gregor) den Glauben, so zu sagen, im Mutter Schoße empfangen, wir haben die Worte des ewigen Lebens schon in der Wiege gehört, haben an den Brüsten der Kirche die Milch der christlichen Wahrheit gesogen! Womit wollten wir uns also entschuldigen?

Wir stehen aber müßig, wenn wir das erhabene Endziel der ewigen Seligkeit, das der Erlöser uns vor Augen gestellt, nicht zu dem Endziel unserer Sehnsucht und unserer Bestrebungen machen. Wir stehen müßig, wenn wir die Stimme der Kirche Gottes nicht achten, den Gebrauch ihrer Gnadenmittel vernachlässigen, und statt im Geiste, der von Oben stammt, im Fleische, das vom Staube ist und an den Staub uns fesselt, leben und wirken. Und wären wir im Irdischen noch so geschäftig und thätig und zeigten einen rastlosen Fleiß in dem, was dieser Welt ist: den noch stehen wir müßig auf dem Markte des Lebens, wenn wir nicht bei allem, was wir denken und erstreben und erkämpfen, das Himmelreich für uns die große Hauptsache sein lassen; wenn wir nicht das Zeitliche gebrauchen als Mittel für die Erreichung und Sicherung des Ewigen, wohin der Erlöser uns auf dem Wege des Kreuzes vorangegangen ist.

Der hl. Augustinus erzählt von einem Possenpieler, der einstmal auf die Bühne trat und seinen Zuschauern ankündigte, daß er bei der nächsten Vorstellung ein ausgezeichnetes Kunststück zum besten geben werde: er werde nämlich einem jeden sagen, was er in seinem Innern wünsche und begehre. Der festgesetzte Abend war gekommen und eine große Zahl von Neugierigen versammelt, die mit Ungeduld den Dingen, die da kommen würden, entgegenharrte, bis jener nach langem Bögnern hervortrat und, nachdem er einen schwallstigen Prolog gehalten, endlich zur Hauptsache kam: Ihr alle, wer immer ihr sein möget (sagte er), wünschet wohlfeil einzukaufen und teuer zu verkaufen!

Wenn nun auch dieser Wunsch im irdischen Handel und Wandel selten erreichbar ist, so daß nur sehr Wenige das Glück haben, — wie vordem die Europäer in Westindien — für wertlose Glaswaren Gold eintauschen zu können, so ist doch bezüglich der himmlischen Güter solch ein vorteilhaftes Geschäft einem jeden dargeboten: der Herr Selber ist es, der den Anfang gemacht, einen so vorteilhaften Tausch einzuleiten. Und der hl. Leo sagt: „Reich und barmherzig ist der himmlische Kaufmann in diese Welt gekommen und hat mit uns, in einem wunderbaren Tausche, ein neues und heilsames Geschäft abgeschlossen, das unsere nehmend — das Seinige gebend.“ Und seitdem dieser wechselseitige Verkehr begonnen, sind die geringsten Werke der Nächstenliebe, der Entfagung, der Gottesverehrung, zu solchem Werte gediehen, daß sie die Verheißung des ewigen Lohnes haben.

Wird dies nun als unleugbare Thatsache vorausgesetzt, wie berechtigt, lieber Leser, ist dann nicht die Frage an so viele Christen: „was stehet ihr hier den ganzen Tag müßig?“ Was für Ursachen habt ihr, was für Ausflüchte, um das ganze Leben verdienst- und fruchtlos hinzubringen? Darf mancher wackere Arbeiter — zumal in unseren Tagen — mit Recht klagen, daß ihn Niemand gedungen, daß der Arbeit zu wenig, daß der Lohn gering und unsicher sei: so gelten derartige Ausreden aber niemals, wo es sich um das Tagewerk des religiösen Lebens

handelt. Berufen sind wir alle, die wir der Kirche angehören; nicht bloß zeitweilig ist die Beschäftigung, wie etwa die eines armen Tagelöhners, der nach einem Herrn seufzt, bei dem er lohnende und andauernde Beschäftigung fände: nein, wir haben einen Gebieter, der, ewig und in Seinen Beschläffen unwandelbar, einen Lohn zahlt, der alles Irdische unendlich übersteigt.

S.

Der Druck des Lichtes.

Von Rudolf Curtius.

Außer der staunenswerthen Vollendung, welcher, wie wir in letzter Nummer berichteten, Marconi der von ihm stammenden Erfindung der Telegraphie ohne Draht in den letzten Wochen gegeben hat, erregt noch eine zweite naturwissenschaftliche Entdeckung die Aufmerksamkeit der gelehrten Kreise. Es handelt sich um ein Forschungsergebnis, welches aller Wahrscheinlichkeit nach sich allerdings nicht so geschwind, wie die Entdeckung des italienischen Elektrikers zum praktischen Nutzen der Menschheit verwerthen lassen wird. Nichtsdestoweniger ist es aber doch ein wissenschaftlicher Erfolg von größter Tragweite, und zwar auf einem Gebiete, auf dem ohnehin schon in den letzten Jahren unerwartet viel Bedeutungsvolles an das Licht des Tages gefördert wurde.

Seit Jahrtausenden zerbrechen sich die gelehrtesten Denker und Naturforscher die Köpfe über die Natur der Lichterscheinungen, die mit zu dem rätselvollsten gehört, mit welchem die in ihren leeren Gründen für ein menschliches Hirn unfaßbare und unbegreifliche Natur uns auf Schritt und Tritt umgiebt.

Wer an der Oberfläche der Dinge klebt, und nicht den tieferen Gründen der Naturerscheinungen nachzugehen liebt, steht den auf räthelhafter Fernwirkung beruhenden Phänomenen des Schalles, des Lichtes und der Elektrizität ebenso gedankenlos gegenüber, wie denjenigen des Geruchs und des Gefühls, und begnügt sich mit der Thatsache, daß es nun einmal so und nicht anders ist. Für jeden andern aber, der nicht zu faul zum Denken und Beobachten ist, liegt in der Thatsache, daß uns Schallwellen, Lichtstrahlen und elektrische Ströme Kunde von einer oft weit entfernten Außenwelt geben, ein reizvolles Problem, welches stets aufs neue zum Nachdenken zwingt.

Am leichtesten sind die Dinge noch auf dem Gebiete der Akustik zu verstehen.

Weit schwieriger liegen die Verhältnisse hinsichtlich der Lichterscheinungen, die mit einer für die direkte Wahrnehmung absolut unfaßbaren Geschwindigkeit verlaufen, ohne daß wir erkennen, auf welcher Brücke sich der leuchtende Strahl über Entfernungen schwingt, welche unserer Vorstellungen spotten und in Bruchtheilen einer Sekunde eine größere Strecke ausmachen, als die meisten Menschen in einem ganzen langen Leben auf der Reise zurückgelegt haben.

Gewiß muß es ein wunderbares, geheimnisvolles Ding sein, daß auf der lichtempfindlichen Platte des Photographen in einem Augenblick Veränderungen hervorruft, welche diesen mit Hilfe einiger einfachen chemischen Prozesse in den Stand setzen, Bilder zu erzeugen, die die Hand des fleißigsten Künstlers nicht imstande ist, mit gleicher Vollkommenheit herzustellen; und wenn das Licht in jahrelangem Fluge und die Kunde von den entferntesten Welten des Himmelsraumes übermittelt und andererseits die Bedingung alles Lebens ist, dann ist man fast versucht, zu glauben, daß, wenn man über die eigentliche Natur des Lichtes ins Klare kommen könnte, damit auch das Welttrüffel gelöst sei.

Die hier in Rede stehende sensationelle Entdeckung des Professors der Physik an der Universität Moskau, Peter Lebedew, daß die Lichtstrahlen auf die Fläche, welche sie treffen, einen meßbaren Druck ausüben, bedeutet einen

wichtigen Schritt auf dem Wege zu dieser Erkenntnis. Wenn wir uns vorstellen, wie ein Lichtstrahl mit unfaßbarer Geschwindigkeit in den Raum hinausstürmt, dann will es uns fast als selbstverständlich erscheinen, daß dieser dort, wo er in seinem Laufe aufgehalten wird, eine Kraftwirkung hervorbringen muß, weil wir unwillkürlich von der Voraussetzung auszugehen geneigt sind, daß der Lichtstrahl selbst etwas Materielles ist, das von seinem Ausgangspunkt wie eine Gewehrkugel hinausweilt. Das ist jedoch eine durch nichts bewiesene Voraussetzung, denn nicht das Licht selber ist es, was leuchtet, sondern vielmehr diejenigen Teile der Materie, in welchen sich die von uns als Licht bezeichneten Vorgänge vollziehen. Wenn ein Blitz das mächtige Gewölk des finsternen Gewitterhimmels durchfurcht, dann sind es die glühend gewordenen Luftteilchen, und an einem Gasglühlicht ist es der mit Thorium, Osmium, Cer und anderen seltenen Erden imprägnierte Glühstrumpf, und nicht eine besondere Lichtmaterie, welche leuchtet.

Früher war man allerdings allgemein der Ansicht, daß das Licht aus Stoffteilchen bestehe, die von der Lichtquelle mit ungeheurer Geschwindigkeit hinausgeschleudert werden.

Mit Recht wandte man sich von dieser Theorie ab und suchte das Licht als eine Wellenbewegung zu erklären, bei welcher es sich nicht um eine rapide Fortbewegung der Materie oder des hypothetischen Lichtäthers in der Richtung des Lichtstrahls selber handelt, sondern bei welcher die in der Linie des Lichtstrahls befindlichen Stoffteilchen aus der Ruhelage in einer zum Lichtstrahl senkrechten Richtung herausgerissen werden und wobei die vibrierende oder undulierende Bewegung sich in der ganzen langen Reihe mit der angegebenen ungeheuren Geschwindigkeit fortpflanzt. Ob diese zuerst von Huygens ins Leben gerufene und von Fresnel, Young und anderen fortgebildete Theorie in allen Punkten der Wirklichkeit entspricht, mag dahingestellt bleiben; denn eine Theorie prätendiert nie, die letzte und unerschöpfliche Wahrheit zu sein, sondern hat ihren Zweck erfüllt, wenn sie die beobachteten Thatsachen in zufriedenstellender, einem regelmäßigen Gesetze unterworfenen Weise erklärt. Letzterem Erfordernis entspricht aber die von der Wissenschaft in allen Ländern angenommene undulations-theorie in sehr vollkommenem Maße, besonders, seitdem sie durch den scharfsinnigen englischen Physiker Maxwell elektrische Versuche zu der sogenannten elektromagnetischen Lichttheorie erweitert wurde.

Maxwell wies nämlich experimentell nach, daß zwischen Licht und Elektrizität kein fundamentaler Unterschied besteht. Die Schwingungen des Lichtes sind ebenfalls elektrischer Natur; sie erfolgen nur in einem ungleichlich viel schnelleren Tempo, als die gewöhnlichen elektrischen Wellen und unterscheiden sich von jenen nur dadurch, daß sie außerdem von zu ihnen senkrecht stehenden, magnetischen Schwingungen begleitet sind. Im übrigen ist die Fortbewegung des Lichtes und der Elektrizität die gleiche, nämlich rund 40 000 deutsche Meilen in der Sekunde; aber während die Länge der elektrischen Wellen zwischen 60 Centimetern und mehreren Kilometern variiert, bewegen sich die Wellenlängen der Lichtextreme, nämlich des ultraroten und ultravioletten Lichtes, zwischen 293 Tausendstel eines Millimeters und 2,03 Millimetern.

An der Hand seiner Theorie konnte Maxwell schon vor mehr als 20 Jahren voraus-sagen, daß das Licht in der Richtung seiner Fortpflanzung einen Druck auf die Gegenstände, auf die es treffe, ausüben müsse; und die vor kurzem von Professor Lebedew gemachte Entdeckung, welche diesen Lichtdruck zu messen gestattet, ist eine glänzende Bestätigung der Maxwell'schen Theorie.

Vor dem Moskauer Gelehrten haben schon viele andere diesen Druck zu messen versucht, darunter auch der berühmte — leider zur

Sekte der Spiritisten gehörige — Physiker Sir William Crookes, der sich zu seinen Versuchen der sogenannten Lichtmühle, d. i. jenes bekannten, zuweilen in den Schaufenstern der Optiker befindlichen kleinen Apparates bediente, bei welchem die auf den Enden eines Stäbchenkreuzes angebrachten und auf je einer Seite geschwärtzten vier Aluminiumblättchen, die in einer Glasugel eingeschlossen sind, sich zu drehen beginnen, sobald sie von den Strahlen des Tageslichtes getroffen werden.

Die Versuche von Crookes ergaben ein mindestens hunderttausendfach zu großes Resultat, weil die störenden Einwirkungen der Wärmestrahlung nicht gänzlich vermieden waren. Diese Fehlerquelle hat nun Lebedew eliminiert, indem er zunächst die Energie der von ihm als Lichtquelle benutzten Bogenlampe kalorimetrisch bestimmte und mit in Rechnung zog und das Licht selbst über mehrere, die Wärme absorbierende Spiegel lenkte, bevor er es auf seinen Apparat fallen ließ. Der größtmögliche, theoretisch vorausberechnete Fehler konnte dabei nur 20 Prozent erreichen, und die tatsächlich durchgeführten Messungen blieben weit unter diesem Maximum und kamen den theoretischen Voraussetzungen von Maxwell bis auf 10 Prozent nahe.

Wir wissen nun durch diese klassischen Versuche, daß das Licht auf alle von ihm getroffenen Körper einen Druck ausübt, welche für das Sonnenlicht und eine vollständig schwarze, nicht spiegelnde Fläche 0,4 Milligramm auf den Quadratmeter beträgt.

Der oberflächlichen Betrachtung mag dies vielleicht als recht bedeutungslos erscheinen; eine einfache Berechnung ergibt aber, daß hiernach die abstoßende Kraft des Sonnenlichts auf den Erdball den stattlichen Betrag von 8 Millionen Centner erreicht, und wenn dies auch gegenüber dem Eigengewicht der Erde von 12 Trillionen Kilo als recht geringfügig erscheint, so reicht es vielleicht doch aus, um dem Bestreben der Planeten erfolgreich entgegen zu wirken, immer engere Bahnen um ihren Centralkörper zu ziehen, und endlich in ihn hineinzustürzen.

Die Größe des Druckes hängt, außer von der Intensität des Lichtes, von der Größe der Oberfläche des beleuchteten Körpers ab. Auf einen winzig kleinen Körper wirkt derselbe also stärker, als auf einen großen; wenn wir nun auf dem Wege zu den Atomen, zu immer kleineren Stoffpartikeln, herabsteigen, müssen wir endlich einmal an die Grenze kommen, wo die Abstoßung die Centripetalkraft übersteigt, und es erklärt sich hieraus vielleicht sehr einfach die wunderliche Thatsache, daß die aus feinsten Stoffteilchen bestehenden Kometenschweife stets von der Sonne abgekehrt sind. Noch weit wichtiger dürften die neu enthüllten Thatsachen aber für die Wärmetheorie sein. Wir wissen, daß nach dem Gesetze der Erhaltung der Energie und der Wärme äquivalente Schlag, Fall und Stoß Wärme erzeugen und Wärme wieder in Bewegung umgesetzt wird. Die unausgesetzten Stöße, welche die Erde durch Vermittelung der Lichtstrahlen von Seiten der Sonne erhält, erzeugen also jedenfalls wenigstens einen Teil der Wärme, welche von dem großen Centralkörper ununterbrochen zu unserem Stern herüberströmt.

Die angeführten Beispiele sind natürlich nur einige der Möglichkeiten, durch welche die neue Entdeckung befruchtend auf unsere Naturerkenntnis einwirken wird, und es steht zu erwarten, daß namentlich die Astronomie binnen kurzem weitgehende Schlussfolgerungen aus Lebedew's Experimenten ziehen wird.

Durch Schönheit bezwungen.

Geschichtliche Erzählung von Dr. Curt Abel.

Selten hat wohl ein Mann eine so außerordentlich schwierige Stellung eingenommen, als Bonaparte während der Zeit, wo er zum

ersten Konsul der französischen Republik erhoben worden war, und nur ein Mann von seinem Genie und seinem Glück vermochte all den vielfachen Gefahren, die diese Stellung sowohl, wie sein Leben bedrohten, glücklich zu entgehen, und sogar noch Vorteile daraus zu ziehen.

Seine größten Feinde waren weniger seine vielfachen Feinde im Civil- und Militärstande, als die beiden politischen und sehr mächtigen Parteien der Radikalen (Jakobiner) und die Anhänger des gestürzten Königtums (Royalisten). Während er auf die ersteren mit großer Verächtlichkeit hinblickte und sie mit einem verwerfenden Leichname oder einer zerplatzten Bombe verglich, die nicht mehr schaden könne, trat er gegen die Anhänger des Königtums, die nicht allein in der Vendre gegen die republikanischen Staatslenker die Waffen ergriffen hatten, sondern auch als Emigranten in Deutschland und England ihre Sendboten und Spione bis in die nächste Umgebung des Konsuls zu führen wußten, mit der allergrößten Strenge auf.

Beide Parteien bedrohten sein Leben und der erste Anschlag auf dasselbe ging nicht von diesen letzteren, sondern von der „zerplatzten Bombe“, den Jakobinern, aus.

Am Abende des 10. Oktober 1800 fuhr Bonaparte auf den Wunsch seiner Gattin Josephine und einiger vertrauter Freunde in die Oper, obgleich er nicht die geringste Lust dazu verspürte und das größte Verlangen hatte, zu Hause zu bleiben.

Er mußte, als die Oper ihren Anfang nehmen sollte, geweckt werden. Er schlief unter einem Traghimmel.

Der General Lannes brachte ihm den Hut, Bessières überreichte ihm das Schwert, und so wurde er fast in den Bogen hineingedrängt, wo er, noch immer von Müdigkeit überwältigt, sofort wieder einschlieft, jedoch im Traume fortwährend von den Gefahren gepeinigt wurde, die er einige Jahre zuvor, bei dem Versuche über den Tagliamento in Italien zu setzen, zu bestehen gehabt hatte.

Zu demselben Augenblick vernahm man einen wahrhaft entsetzlichen Knall, der sogar mehrere Meilen weit von Paris gehört wurde. Der ganze Wagen und die ganze Straße schienen mit einem Mal in Flammen zu stehen.

„Wir sind — — in die Luft gesprengt!“ rief Bonaparte, sich an Lannes und Bessières wendend, aus.

Dies geschah in der Straße St. Nicaise.

Die Maschine, die diesen Knall hervorbrachte hatte und bestimmt war, den ersten Konsul zu töten, war sogar anfangs dem Vorbeifahren des Wagens hinderlich gewesen. Sie war nicht eine mit Flintenkäufen versehene Höllemaschine, sondern bestand aus einer auf einem Karren befestigten Pulvertonne, die rings mit Kartätschenschnellen umgeben war, welche durch die Kraft des entzündeten Pulvers nach allen Richtungen fortgeschleudert wurden. Die Entzündung geschah durch eine brennende Lunte, und es fehlte in der That nicht viel, so war der Zweck der Attentäter, an deren Spitze ein gewisser St. Rogent stand, erreicht. Bonaparte verdankte sein Leben nächst der göttlichen Vorsehung lediglich — der Betrunktheit seines Kutschers, welcher sehr rasch fuhr, und zwei Minuten früher vor der Maschine vorbei war, ehe der knallende Ausbruch erfolgte.

Die den Wagen begleitenden Diener versuchten in ihrer Bestürzung den Wagen anzuhalten, jedoch der Kutscher hieb auf die Pferde und fuhr noch schneller als zuvor.

Als Bonaparte wohlbehalten im Opernhause angelangt war und die Zuschauer ihm durch Erheben von ihren Sitzen ihre Ovation dargebracht und durch lebhaftes Zurufen ihm ihre Freude wegen seiner Lebensrettung kundgegeben hatten, wußte der Betrunkene immer noch nicht, was vorgefallen war; er meinte, der erste Konsul habe eine Artilleriefalbe erhalten.

Die Wirkung der Explosion war so furchtbar gewesen, daß drei Häuser nicht unerheblich beschädigt, zwanzig Menschen getötet und dreihundertfünfzig schwer oder leicht verwundet wurden.

Unter diesen befand sich St. Rogent selbst.

Bonaparte, der jetzt noch mehr als vorher der Gegenstand des allgemeinsten Interesses für die Franzosen und namentlich für die Pariser wurde, die nachgerade anfangen, in ihm ein besonders bevorzugtes Schicksal des Glücks zu sehen, wußte den bestmöglichen Vorteil aus diesem Angriffe auf sein Leben zu ziehen und sich vor allen Dingen dadurch in seiner Stellung zu befestigen. Auch benutzte er natürlich diese Gelegenheit, gegen die Häupter der Jakobiner den letzten Streich zu führen.

Einhundert und dreißig derselben, darunter aber auch mehrere, die ihm, wie der ehemalige Präsident des Kriegsausschusses Aubry, in seiner Karriere hinderlich gewesen, oder ihm überhaupt feindlich gesinnt waren, obgleich sie mit den Jakobinern keine Gemeinschaft hatten, wurden übers Meer in die Verbannung geschickt.

Die Urheber und Mitbeteiligten der Höllemaschine: Chevalier, Beycer, Arens, Gerassi, le Brun und Demerville, Carbon und St. Rogent wurden zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Nicht minder gefährlich für den ersten Konsul war die Verschwörung der bourbonischen Partei, als deren Haupt der General Moreau angesehen wurde, der Sieger von Hohenlinden, obgleich er, gleichfalls eines Advokaten Sohn wie Bonaparte, auch durch die Revolution emporgekommen und folglich von Haus aus den Bourbonen nicht sehr gewogen war. Er wurde aber durch die öffentliche Meinung und durch die Umstände selbst in eine solche revolutionäre Stellung hineingedrängt. Der unersehliche Ehrgeiz seines ehemaligen Kollegen Bonaparte war ihm zuwider, und als sich zu diesem Widerwillen noch die militärische Eifersucht auf den ausgewählten Sohn des Glücks gesellte, wurden sich Beide mit jedem Tage immer fremder, und Moreau immer mehr auf die Seite der Royalisten gedrängt; und so kam es, daß er bald als der Führer der mißvergnügten Soldaten und als Bonapartes erklärter Feind angesehen wurde.

Ihm zur Seite stand der General Bichgru, der aus Cahenne, wohin er verbannt gewesen, zurückgekehrt war. Russit fand derselbe in London Zuflucht und Unterstüßung, wo er aus seinen royalistischen Meinungen, sowie auch aus seinen Beziehungen zu der verbannten Königsfamilie durchaus kein Hehl machte, und von der englischen Regierung in seinen Machinationen gegen den ersten Konsul mehr ermuntert als zurückgehalten wurde.

Auf einem von dem Kapitän Wright besetzten Schiffe wurde er mit seinen Gesinnungsgenossen an die französische Küste gebracht, und hielt sich seitdem heimlich in Paris auf, wo er mit Moreau wöchentlich mindestens zwei mal abendliche Zusammenkünfte hatte, welche in der Vorstadt Chailot Bouvet bei einer Witwe St. Leger stattfanden.

Da Bichgru mit allen bedeutenderen Anhängern der Bourbonen und mit allen Feinden Bonapartes bekannt war, wurden die Zusammenkünfte immer besuchter und die Debatten belebter, besonders seitdem ein gewisser Georg Caboudal, ein fanatischer Royalist nebst den zum alten Adel gehörenden Herren Armand von Polignac, Karl de la Riviere und Anderen mit eingeführt waren.

Während Georg Caboudal den ersten Konsul durch Mordanschlag aus dem Wege schaffen wollte und als Bedienter verkleidet in die Tuilleries, ja selbst in die Gemächer Napoleons schlich, ohne jedoch Gelegenheit zu finden, seinen verzweifeltsten Entschluß in Ausführung bringen zu können, gingen die Ratschläge und Anschläge Moreaus dahin, seinen und der Bourbonen Feind wie ein ehelicher Soldat zu bekämpfen.

Dieser Letztere, ein gutmütiger und milder

Charakter, sagte daher einen grenzenlosen Widerwillen gegen Cadoudal, und hat seinen Freund Bichgru, diesen „tollen Wilden“ nicht wieder mit zur Beratung zu bringen.

Diese genannten Männer waren die Leiter der Verschwörung und hatten noch einige dreißig bis vierzig Royalisten unter sich, die, durch ganz Paris verteilt, von ihnen ihre Befehle erhielten.

Die Polizei kam jedoch dem Treiben bald auf die Spur.

Alle Barrièren wurden geschlossen und ein Teil der Napoleonischen Gardien erhielt den Auftrag, Keinen aus der Stadt zu lassen.

Am 15. Februar 1804 schritt man zu der Verhaftung Moreaus. Sie geschah auf seinem Landhause, wo er ruhig verweilte, und erregte ein ungeheures Aufsehen.

Vielen schien eine solche Verschwörung sehr unwahrscheinlich. Andere aber, die daran glaubten, meinten, daß der mißlungene Versuch Bichgrus, Cadoudals und Polignacs dem ersten Konjul eine willkommene Gelegenheit gewesen sei, seinen Nebenbuhler im Kriegsruhm zu beseitigen. Ferner gab es Leute, die sogar behaupteten, daß Bonaparte eine Verschwörung in London durch seine vertrauten Agenten selbst angestiftet habe, um Moreau zu verderben.

Die Polizei, die nun einmal den Verschworenen auf der Spur war, bemächtigte sich auch bald des Generals Bichgru.

Derselbe wurde durch einen falschen von der Polizei bestochenen Freund, dem er sich anvertraut hatte, verraten. Man bemächtigte sich seiner im Schlafgemache, nachdem man zuvor die neben ihm liegenden Waffen beseitigt hatte.

Fast gleichzeitig fiel auch Georg Cadoudal in die Hände der Polizei. An seiner Haftverwahrung schien ihr am meisten gelegen, und sie saß ihm immer so nahe auf den Fersen, daß er zuletzt kein Haus mehr zu betreten wagte, sondern Tag und Nacht in einem Cabriolet sich umherkutschieren ließ.

Als er ergriffen wurde, tötete er einen Gendarm durch einen Pistolenschuß und einen zweiten verwundete er tödlich.

Armand von Polignac hielt sich seit seiner Verfolgung in seinem eigenen Hause versteckt, welches er mit seiner Gemahlin und Tochter, einem kleinen Mädchen von sechs Jahren, bewohnte.

In fortwährender Angst brachten beide Ehegatten daselbst seit der Verhaftung Moreaus und Bichgrus qualvolle Stunden zu.

Am Fenster ließ Polignac sich niemals blicken, und so oft er ein Geräusch im Hause vernahm, entschlüpfte er in ein durch eine Tapetenthür mit dem Wohnzimmer verbundenes Kabinett.

Es war unmöglich, die Thür sowohl wie das Kabinett zu bemerken, so genau schlossen die Jugen und paßten die einzelnen Teile der Tapeten auf- und ineinander. Außerdem war die ganze Breite der Wand und folglich auch die Tapetenthür noch mit Familienbildern geschmückt.

Als Polignac in den ersten Tagen des März, seine kleine Eugenie auf dem Schoße, sich mit der neben ihm sitzenden Gattin vertraulich unterhielt und gerade den Vorschlag that, bei einbrechender Nacht dennoch lieber das Haus und, wenn irgend möglich, das Reichthum der Stadt zu verlassen und, bis alle Gefahr vorüber, in der Vendée einen Zufluchtsort zu suchen, da hörte man plötzlich schwere, aber auch rasche Schritte auf der Treppe.

Erschreckt sprang das Ehepaar auf, und eine Minute später war Polignac, nachdem er sein Töchterchen eiligst auf den Fußboden niedergelegt hatte, hinter der Tapetenthür verschwunden.

Leichenblässe überdeckte das Gesicht der Gattin. In ihrer Verwirrung ergriff sie rasch ein auf einem Tische stehendes Theeservice, um es hinauszutragen und um dem gefürchteten Ankömmlinge schon draußen entgegenzutreten. Doch streifte ihr Aermel die Lehne des Stuhles, so daß dieser mit großem Geräusch zur

Erde fiel. Um keinen Argwohn dadurch zu erwecken, wollte sie ihn wieder aufheben und ließ bei dieser Gelegenheit auch noch eine Tasse auf den Boden fallen.

Schon vernahm sie die Tritte auf den obersten Stufen der Treppe und fand es geratener, das Service wieder auf seinen alten Platz zu stellen.

Der Schreck, die grenzenlose Angst und Verwirrung beraubten sie fast ihrer Sinne. Schreiend lief nun auch die kleine Eugenie herbei, das Kleid der Mutter umfassend und ängstliche Blicke nach der Thür richtend, die in jedem Augenblicke sich öffnen mußte.

Fast einer Ohnmacht nahe und nicht mehr wissend, was sie that, lehnte die schöne Frau sich gegen die Wand, als wollte sie die Tapetenthür den Blicken der Häscher noch mehr verschließen und den Gemahl mit ihrem eigenen Körper schützen. So stand sie, Leichenblässe auf ihren Wangen und Entsetzen in ihren Blicken, als die Stubenthür geöffnet wurde und drei Gendarmen eintraten.

Der eine derselben war Offizier, ein Mann, der sich aus der Heise des Volkes zu diesem Range schon unter Robespierres Diktatur emporgeschwungen und bereits dem Henker Ludwigs XVI. seinen Beifall gellacht hatte. Aus seinem gemeinen, mitleidslosen Gesichte war wenig Trost zu lesen.

„Sind Sie die Bürgerin Polignac?“

„Die bin ich,“ antwortete sie mit matter Stimme; „was sucht Ihr?“

„Ihren Gatten! — Er ist des Hochverrats gegen den ersten Konjul dringend verdächtig.“

„Welche abscheuliche Beschuldigung! Habt Ihr Beweise für ein solches Vergehen?“

„Wenn nicht die dringendsten Verdachtsgründe vorhanden wären, würde man ihn nicht verhaften lassen!“

„Verhaften?“ schrie sie; „großer Gott, wer giebt Euch ein Recht dazu?“

Der Offizier lachte, und seine beiden Begleiter, die Karabiner in den Händen, accompagnierten ihn pflichtschuldigst.

„Hier ist der Verhaftsbefehl,“ sagte er, indem er denselben aus der Tasche hervorzog und der unglücklichen Frau entgegenhielt.

„Nacht nur nicht lange Umstände, Bürgerin,“ fuhr er fort, „und sagt mir, wo Ihr ihn versteckt habt?“

„Versteckt? — er ist gar nicht in Paris — er ist vor einigen Tagen nach der Vendée abgereist.“

„Sacre bleu! Das ist nicht wahr, denn aus Paris kam er nicht entkommen.“

„Er wird dennoch einen Ausweg gefunden haben, denn zurückgekehrt ist er nicht wieder,“ lautete die Antwort.

„Seit wann ist er fort?“ fragte der Offizier.

„Seit — seit vier Tagen.“

„Er müßte über die Dächer gestiegen sein, Herr Leutnant,“ ließ sich einer der Gendarmen jetzt vernehmen, „denn seit acht Tagen ist der Bürger Polignac nicht aus dem Hause gegangen. Man hat ihn hineingehen, aber nicht wieder herauskommen sehen.“

„Wenn Ihr mir keinen Glauben schenken wollt,“ erwiderte sie, „so bitte ich sämtliche Räume meiner Wohnung gefälligst zu durchsuchen.“

„Gut,“ sagte der Offizier, „und wir wollen mit diesem Zimmer den Anfang machen.“

Ogleich die Frau von Polignac sich endlich, nachdem sie wieder zum Bewußtsein ihrer selbst und der verrätherischen Stellung, die sie vor der Tapetenthür einnahm, gelangt war, auf einem Sopha niedergelassen hatte, war den Gendarmen dieser verdächtige Umstand doch keineswegs entgangen, und sie glaubten das ängstliche Sitzen der Frau anderen Beweggründen, als dem Zufalle zuschreiben zu müssen. Ein leises Klopfen an der Wand überzeugte den Offizier bald, daß dieselbe nur von Brettern war. Einige Minuten später war auch schon die Thür entdeckt, die das kleine Kabinett vom Wohnzimmer trennte.

Mit einem lauten Aufschrei sank Frau von Polignac in die Kissen des Sophas zurück, als

ihr unglücklicher Gemahl aufgefunden und in die Stube gezerrt wurde. Man gestattete ihm nicht, sich noch einige Augenblicke mit der Gemahlin zu unterhalten. Der Abschied war daher eben so kurz als schmerzlich.

Als die Gendarmen darauf den Unglücklichen in ihre Mitte nahmen und mit ihm das Zimmer und das Haus verließen, drückte die schwer geprüfte Frau ihr Kind küßend an das Herz und fand einige Linderung ihres grenzenlosen Schmerzes in ihren Thränen.

Mit ängstlicher Spannung verfolgte sie seit jener Stunde den Prozeß der Verschworenen. Ach, sie wußte es nur zu gut, daß ihr Gemahl einer der eifrigsten Royalisten, einer der erbittertesten Feinde Bonapartes und eben so tief in der Verschwörung gegen das Leben des Letzteren verwickelt war, wie Bichgru und Moreau.

Die Besorgnis um das Geschick ihres Gatten wurde aber noch größer, als sie einige Tage später erfuhr, daß auch der englische Schiffskapitän Bright, welcher die Verschworenen an die französische Küste gebracht hatte, verhaftet, daß ferner der Herzog von Enghien auf dem Schlosse Ettenheim in Baden bei nächtlicher Weile aufgehoben und zu Vincennes erschossen worden sei, und daß Bichgru sich selber im Gefängnisse aufgehängt habe, oder, wie man sich heimlich zuflüsterte, auf das Geheiß des ersten Konjuls von dessen Kamelufen oder anderen dienstbefähigten Sklaven erwürgt worden sei.

Moreau wurde zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt, doch auf Fouques Verwendung ward dieselbe in Verbannung verwandelt. Georg Cadoudal bewahrte vor Gericht denselben Trost, den er immer gezeigt. Er gestand es offen ein, in der Absicht, Bonaparte persönlich zu bekriegen, nach Paris gekommen zu sein, und er bedauerte nichts, als das Mißlingen seines Unternehmens. Einen seiner Richter, den ehemaligen Jakobiner Thuriot, welcher mit für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt hatte, nannte er ungeachtet aller dagegen eingelegten Verwahrung stets Monsieur Tus-roi (Königsmörder).

Er, wie neunzehn seiner Genossen, wurden zum Tode verurteilt. Auch Armand von Polignac war unter ihnen. Kaum hatte seine Gemahlin Kenntnis von diesem Urtheile erlangt, als sie in die Tuilerien eilte und sich eine Audienz bei dem ersten Konjul erbat. Sie erhielt dieselbe und that einen Fußfall.

Weinend beschwor sie den Beherrscher der Republik, das Leben ihres Gemahls zu retten.

Lange und ernst weilte Napoleons Auge auf ihren schönen Zügen. Dann ergriff er ihre Hand und bat sie, sich wieder zu erheben.

„Madame,“ sagte er, „Ich kann Ihrem Gemahl verzeihen, weil es mein Leben war, wonach er trachtete.“

War das wirklich der Grund, weshalb der erste Konjul dem Verurteilten verzieh? War er wirklich so edel denkend? Nein, der Herzog verzieh, weil die Schönheit ihn bestieg und seinen Zorn und seine Rachsucht entwaflnet hatte!

Aus demselben Grunde verzieh er auch im folgenden Jahre dem Grafen Jaksfeld, dessen Gemahlin, die ihrem Manne verderblichen Papiere auf Napoleons Rat ins Feuer warf.

Die Schönheit allein konnte den Unbestechlichen und Unerschütterlichen bewältigen.

Während die übrigen Verurteilten die Todesstrafe erleiden mußten, lehrte Armand von Polignac aus dem Dunkel des Kerkers in die Arme seines glücklichen und schönen Weibes, dem er das Leben dankte, wieder zurück.

Dies geschah im März; am 2. Dezember desselben Jahres wurde der erste Konjul zum Kaiser von Frankreich gekrönt.

Somonym.

Du findest mich im Ungarlande
Als eine wohlbekannte Stadt;
Doch auch im lieben Vaterlande,
Wo mich fast jede Stube hat.